

Heimatstimme

DAS HEIMATBLATT DER DEUTSCHEN AUS LITAUEN

Nummer 1

Salzgitter-Lebenstedt, Januar 1969

20. Jahrgang

Gesegnetes Neujahr

„Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß.“

Psalm 33, 4

Es ist durchaus möglich, daß dieses Bibelwort vielen Lesern seit langem bekannt ist. Vielleicht erscheint es manchem dadurch abgenutzt. Und man achtet gar nicht mehr darauf, was es eigentlich aussagt. Nun soll es hiermit nicht irgendwie aufpoliert werden, damit es im ursprünglichen Glanz erstrahle. Es soll lediglich der Versuch unternommen werden, unsere Gedanken darauf zu lenken, „daß dieser Spruch uns so erfreut und ergreift, daß er ein Jahr drängender Probleme und ungelöster Nöte gründlich und praktisch zu einem Jahr des Herrn macht“.

Letzteres erscheint auch darum so wichtig, weil mit dieser Nummer der „Heimatstimme“ der 20. Jahrgang des „Mitteilungsblatt für die Deutschen aus Litauen“ eingeleitet werden soll.

Die erste Nummer der „Heimatstimme“ erschien im Januar 1950. Der damalige Vorsitzende des Hilfskomitees der Ev. Deutschen aus Litauen und Verantwortliche für die Herausgabe sowie den Inhalt des Blattes, Propst Paul Tittelbach, schrieb „Zum Geleit“ jener ersten Nummer unter anderem folgendes: „Seit 57 Jahren stehe ich im Dienst der evangelisch-lutherischen Kirche Litauens und betrachte es auch heute als meine Pflicht im Rahmen des Möglichen, mich meinen Glaubensgenossen und Landsleuten zu widmen.“

Einige Zeilen weiter heißt es dann: „Wenn ich persönlich zu jedem Litauendeutschen nicht kommen kann, so möchte ich doch in jedes litauendeutsche Haus mit unserem Mitteilungsblatt, der ‚Heimatstimme‘, einkehren, zu Euch sprechen und Euch Kunde geben von unserer Gemeinschaft und unserem Ergehen.“ Das hat die „Heimatstimme“ nun neunzehn Jahre lang nach bestem Wissen und Gewissen getan. So schnell vergeht die Zeit.

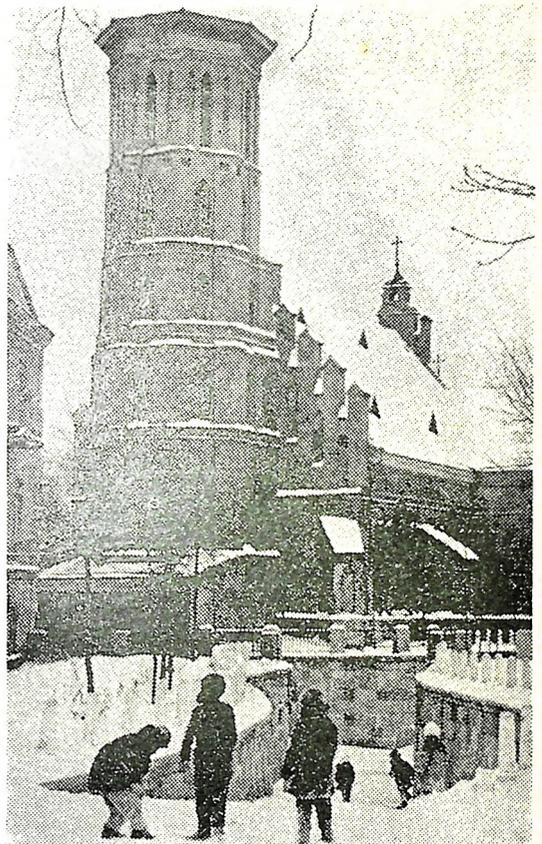
Und unsere Jahreslosung möchte uns nun besonders Mut machen, bestehende oder aufkommende Schwierigkeiten auch im Jahre 1969 zu meistern. Über all unserm Tun im neuen Jahr soll der erwähnte Spruch als „Lobpreis der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde“ stehen: „Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß.“

Gottes Wort ist ja das reformatorische Erbe innerhalb der vierhundertjährigen Geschichte des evangelischen Deutschtums in Litauen. Darum: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein' Dank dazu haben.“

Und es ist gut, wenn auch wir alle Neuerungen innerhalb der evangelischen Kirchen mit größter Zurückhaltung zur Kenntnis nehmen. Selbstverständlich sollten Christen über ihr politisches Engagement miteinander reden. Solches kann auch öffentlich geschehen. Aber die Verfallschung des Wortes Gottes darf nicht soweit gehen, daß Studenten puren Unsinn plakatieren. So geschehen zu Frankfurt am Main, wo zu lesen stand: Nur ein Atheist kann ein guter Christ sein — nur ein Christ kann ein guter Atheist sein! Aus sich heraus haben es diese Studenten nicht...

Bemerkenswert jedoch ist, daß nicht nur von Studenten in einer Tageszeitung zu lesen war: „Die politischen Nachtgebete“ in Köln müßten in der gläubigen Christenheit zur völligen Verwirrung darüber führen, worin die Botschaft der Kirche und ihr Auftrag in der heutigen Welt bestünden.“

Nun gibt es keinen andern Auftrag für den Christenmenschen und auch für die gesamte Christenheit — als aus Erfahrung zu bekennen bzw. zu verkünden: „Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß.“ An erster Stelle steht in der kirchlichen Verkündigung des Herrn Wort. Es ist der Mittelpunkt und es hat von Anfang an den Vorrang, denn es ist wahrhaftig. Seine Wahr-



Winterfreuden
an der Kauener
Vylautaskirche.
Unsere Aufnahme
stammt aus dem
Jahre 1968,
Schneeball-
schlachten gab es
zu allen Zeiten
unter allen
wechselnden
politischen
Systemen.

Heimkehr aus Sibirien

Stationsvorsteher, der Blumenvererin und den Helferinnen der Bahnmission fiel eine grauhaarige Frau auf, die zwei Tage jeden Personenzug erwartete, der aus Bremen kam. Zwei Tage lang blickte die Witwe Marie Ratschkaukas hoffnungsvoll jeder Lokomotive entgegen und war enttäuscht, wenn sie die Schlußlichter des Zuges wieder verschwinden sah. Marie Ratschkaukas erwartete ihren ältesten Sohn, den sie 16 Jahre in Rußland verschollen wähnte, auf dessen Rückkehr sie acht Jahre lang jeden Tag wartete. Nun hielt sie es zu Hause keine Stunde mehr aus. Sie ging zum Bahnhof und wartete. Sie mußte zwei Tage warten.

Marie Ratschkaukas dachte auf dem Bahnsteig an die Zeit, da sie Edmund zum letzten Male gesehen hatte. Das war in Litauen. Ihr Mann war 1940 mit ihr und den zwei Jungen von Memel nach Kaunas in Litauen gezogen. Es war die Zeit des deutsch-sowjetischen Beistandspaktes.

Die Ratschkaukas, obwohl deutsche Staatsbürger, gingen nach Litauen zu den Sowjets. Der Vater war Angestellter im Lotsenam und konnte sich beruflich verbessern. Zehn Tage nach seiner Umsiedlung starb er durch einen Herzschlag.

Am 26. Juni 1941 lebte die Witwe mit ihren beiden Kindern wieder im deutschen Einflußbereich. Die Kriegswalze hatte auf dem Weg nach Osten Litauen erreicht. Der fünfzehnjährige Edmund mußte die Uniform eines Kampfhelfers der deutschen Luftwaffe anziehen, bekam bald zwei Sterne auf die Schulterstücke und war Dolmetscher bei einer Feldbauleitung der Luftwaffe.

Schluß von Seite 1

haftigkeit und Gewißheit bestehen darin, daß von Gott her zwischen Wort und Tat, zwischen Theorie und Praxis, kein Zwischending, noch nicht mal eine Pause geschoben werden kann: „Denn so er spricht, so geschieht; so er gebietet, so stehets da.“

Und des Herrn Wort ist darüber hinaus keine blasse Idee, zumal es greifbar, hörbar und gegenständlich geworden ist in Jesus von Nazareth. Die Barmer Bekenntnissynode hat mit ihrer ersten Erklärung das so ausgesprochen: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“

Sollten wir nicht auch die obige Losung zur Richtschnur unseres Lebens im Jahre 1969 machen? Wer es tut, der dürfte schnell merken, daß diese Worte zu einem stärkenden, aufrichtenden und tröstenden Gebet werden. Dieses Gebet läßt uns erfahren und erkennen, was ein Gelehrter vor Jahren verzeichnet hat: „Nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen erfüllt Gott.“

Wir beten: Erhalt das Wort in Gnaden, gib, Gott, ihm freien Lauf! Du Wort, von Gott beladen, sprenge Tür und Riegel auf! Triff Freunde und triff Feinde, zwing, was dir widerstrebt, und ruf uns zur Gemeinde, die aus dem Worte lebt! Amen.

Mit 17 Jahren war der Junge Kampfniefeldweibel bei litauischen Kampfverbänden. Mit 18 Jahren — die Kriegswalze hatte ihn auf ihrem Weg gen Westen bis Danzig getrieben — ließ er sich überreden, als Partisan durch die sowjetischen Linien nach Litauen zu gehen.

Seitdem hatte Marie Ratschkaukas ihren Sohn nicht wiedergesehen. Sie selbst konnte, noch bevor die Front Litauen erreichte, mit dem damals elf Jahre alten Sohn Viktor bis Geestenseh trekken. Nachforschungen über das Schicksal von Edmund blieben erfolglos.

Kein Wunder. Denn die Sowjets nahmen den Jungen schon fest, als er durch ihre Linien wollte. Als litauischen Bürger verurteilten sie ihn wegen „Landesverrats“ zu zehn Jahren Zwangsarbeit. Und das hieß in der Stalinzeit: Sibirien und Schreibverbot. Edmund Ratschkaukas kam nach Norilsk, in die „nördlichste Stadt der Welt“. Sie liegt jenseits des Polarkreises in der Tundra. Nicht einmal Krüppelkiefern schützen die Stadt vor den Eiswinden.

„Die Natur hat Norilsk vieles geschenkt“, überlegte Edmund oft, wenn er mit der Kreuzhacke den gefrorenen Boden aufschlug für die Fundamente neuer Häuser, „aber die Schätze liegen unter der Erde.“

In Norilsk gibt es Erz und Kohle. Im Winter friert es bis minus 51 Grad. „Das kann man noch aushalten“, stellte Edmund fest. „Schlimm wird es erst, wenn der Wind dazu kommt, dann muß man rückwärts gehen wie ein Krebs.“ Einen Sommer gibt es auch in Norilsk. Der ist aber nur anderthalb Monate lang und sehr feucht. Der Sommer 1968 hatte drei Sonnentage.

Die zehn Jahre Sibirien waren längst um, aber Edmund konnte den Eiskeller noch immer nicht verlassen. Er durfte erst dann in eine andere Stadt, wenn er dort neun Quadratmeter Wohnfläche für sich nachweisen konnte. Mittlerweile benötigte er mit Familie 27 Quadratmeter, einen unvorstellbaren Luxus.

Edmund Ratschkaukas hatte die hübsche Genia geheiratet, eine Litauerin, die freiwillig nach Norilsk gekommen war, weil sie glaubte, dort goldene Berge finden zu können. Vor neun Jahren wurde Egidius, der Sohn, geboren.

Genias goldene Berge bestanden aus der Wohnung in einem Haus, das wie alle Gebäude im Polargebiet auf Pfählen steht. Der Wind mußte drunterdurchpfeifen können, damit der Boden nicht auf-taute und die Fundamente nicht sackten. Die Kartoffeln lagerte man unter dem Bett. Aber es gab — das war ein Fortschritt für das sibirische Polargebiet — das ganze Jahr wenigstens Frischkartoffeln zu kaufen, wenn auch zu sündhaften Preisen.

Abwechslung gibt es in Norilsk nicht. Bei Dunkelheit ins Kino zu gehen, dafür war es den Ratschkaukas zu kalt. blieb das Fernsehen. Der lokale Sender war gut. Der Satellitenempfang des Senders Moskau brachte nach dem Geschmack des ehemals politischen Häftlings zuviel Propaganda.

Edmund Ratschkaukas hatte sich bis zum E-Lokführer heraufgedient. Er befür — wie könnte es anders sein — die „nördlichste Eisenbahnroute der Welt“,

zwischen Norilsk und dem hundert Kilometer entfernten Jenissei-Hafen, wo nicht nur die Kartoffeln ankamen, sondern auch Stahl verfrachtet wurde.

Wenn der Lokführer abends nach Hause kam, vorfaßte er in deutscher Sprache, die weder Genia noch Egidius verstehen, Eingaben an die Behörden. Zunächst einmal galt es, die Mutter zu suchen.

Der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes fand Marie Ratschkaukas nicht, die mittlerweile nach Grünhöfe gezogen war. Eine Memelländerin in Kanada las in einer deutschsprachigen Zeitung die Suchmeldung und informierte Edmunds Vetter, der sich in Chicago als Arzt niedergelassen hat.

Von da an konnte Edmund seine Heimkehr beantragen. Doch Familienzusammenführung ließen die Sowjets als Heimkehrgrund nicht gelten. Sieben Eingaben schickte Edmund vergeblich los. Nach der achten ließ der Polizist, der seinen Fall bearbeitete, ihn kommen. Er sagte: „Setz dich, sonst fällst du noch um!“ Edmund Ratschkaukas fiel nicht um. Er überstand auch die Reise mit seiner Familie nach Friedland und war überwältigt über die Fürsorge, die man ihm hier in Deutschland angedeihen ließ. Doch die Fürsorge ging ein wenig zu weit. Eine Abteilung im Heimkehrerlager Friedland hatte der Mutter telegrafisch den Tag der Rückkehr angezeigt, eine andere Abteilung schickte den Spätheimkehrer ins Auffanglager nach Bremen-Lesum. Da saß er, während die Mutter auf dem Hauptbahnhof wartete.

Aus „Nordseezeitung“

500 000 warten noch!

In den Ostblockländern gibt es noch rund eine halbe Million Menschen, die ihre Umsiedlung nach Deutschland beantragt haben. Wenn auch leider nicht damit zu rechnen ist, daß allen Umsiedlungswilligen die Ausreise gestattet werden wird, rüsten sich die Auffanglager, vor allem Friedland, für das angebrochene Jahr auf das Eintreffen großer Scharen von Flüchtlingen, die betreut werden müssen. Das Lager hofft, daß ihm auch diesmal seitens der Bevölkerung, vor allem der Vertriebenen, tatkräftig dabei geholfen wird. Geld kann unter dem Kennwort „Friedlandhilfe e. V.“ eingezahlt werden auf das Postscheckkonto Köln 11 65 oder bei der Kreissparkasse Göttingen, Hauptzweigstelle Friedland 70 480. Wer Pakete senden will, in denen Bekleidung (sauber, ausgabefertig, gut erhalten) für beide Geschlechter und für jedes Alter sein kann, schicke diese, ebenfalls unter dem Kennwort „Friedlandhilfe“, an das Durchgangslager 3403 Friedland. Friedland ist Bahn- und Poststation.

Heimgekehrte Landsleute

In der Adventszeit begrüßte Senior Pastor Jaekel im Grenzdurchgangslager Friedland Frau Mathilde Hitt, geb. Peter, geb. 3. 2. 1908, aus Judaraisits, die von ihrem Schwager nach Kaltenkirchen (Holst), Draumberger Straße 18, abgeholt wurde, und Wolf-Dieter Rogee, geb. 24. 2. 1936, aus Margiai. Er wurde nach Odershausen Nr. 77, Kreis Waldeck, entlassen.

Grüßwort zur Jahreswende

Im anbrechenden Jahr 1969 darf die litauendeutsche Volksgruppe in der Bundesrepublik wieder einmal eine „Großveranstaltung“ erwarten. Drei Jahre sind seit dem erfolgreichen 3. Bundestreffen in Bremen verflissen, nunmehr ist das 4. Bundestreffen fällig, das, wie ich ver raten darf, in der Patenstadt Neheim-Hüsten über die Bühne gehen soll. Im vorigen Kalenderjahr 1968 durfte unsere Landsmannschaft auf ihr 15jähriges Bestehen zurückblicken, im Herbst 1969 jährt sich zum zehnten Male der Tag der Begründung des Patenschaftsverhältnisses zwischen ihr und der idyllischen Doppelstadt im Sauerland, die vor kurzem ihr imposantes und schmuckes neues Rathaus einweihen und in Betrieb nehmen konnte. Es ist daher eine Selbstverständlichkeit, daß der litauendeutsche Bundesvorstand mit Begeisterung die Wahl der Patenstadt für die Abhaltung des bevorstehenden Bundestreffens begrüßt hat und in allernächster Zeit mit den Vorarbeiten sowohl für eine Zehnjahresfeier der Patenschaft als auch für das zeitlich angeschlossene 4. Bundestreffen beginnen will.

Die entgegenkommende Haltung der maßgebenden Persönlichkeiten in Neheim-Hüsten erleichtert erheblich die Erfüllung unserer Aufgaben dabei. Als Termin für die Doppelfeier sind die Pfingsttage 1969 ausersehen worden. Das ist ein Zeitpunkt, der fast jedem Litauendeutschen in der Bundesrepublik sowie auch vielen Landsleuten aus dem Ausland die Teilnahme ermöglicht. Der 24. Mai — Samstag — wird voraussichtlich von denen, die weitere Strecken zurückzulegen haben, als Anreisetag benutzt werden. Die Höhepunkte werden der Pfingstsonntag und -montag — 25. bis 26. Mai — bilden. So wollen wir uns alle vereint, ein jeder nach Maßgabe seiner Kräfte, um das Gelingen des bedeutsamen Vorhabens bemühen. Ein Festausschuß steht schon in Bereitschaft, so seien denn alle Landes-, Kreis- und Ortsgruppenvorstände um Entfaltung einer maximalen Aktivität in ihren Werbeaktionen schon jetzt dringend gebeten. Alle Angehörigen unserer Volksgruppe sind mit ihren Familien, ebenso auch unsere Freunde aus litauischen Kreisen herzlich vom Bundesvorstand eingeladen. Einzelheiten werden aus den nächsten Heften der „Heimatstimme“ zu ersehen sein.

Johannes Strauch

Sprecher der LM der Deutschen aus Litauen

Dezember 1968

„Wer fotografiert, hat mehr vom Leben“

Eine grimmige Assoziation zum oben angeführten Werbeslogan der Fotoindustrie stellt sich ein, wenn man einer Notiz nachgeht, die wir in den „Baltischen Briefen“ gefunden haben. Das Heimatblatt unserer baltendeutschen Nachbarn zitiert den Pressedienst „Nachrichten aus dem Baltikum“, in dem es heißt:

Schon seit längerer Zeit wurde beobachtet, daß die Zusammenkünfte und Kundgebungen der baltischen Flüchtlinge von einigen Personen auffallend eifrig fotografiert worden sind, wobei man augenscheinlich bemüht war, möglichst detaillierte Aufnahmen zu machen. Neulich hat es sich erwiesen, in wessen Auftrag diese Aufnahmen angefertigt wurden.

Ein lettischer Flüchtling wandte sich an die Botschaft der Sowjetunion in einer westeuropäischen Hauptstadt wegen eines Reisevisums, um seine Angehörigen in Lettland zu besuchen. Die Antwort auf sein Gesuch sollte er nach einigen Wochen erhalten. Ihm wurde gesagt, sein Gesuch sei abgelehnt worden. Zur Begründung dieses Beschlusses zeigte ihm der Sowjetbeamte mehrere Aufnahmen, die seine Teilnahme an sowjetfeindlichen Veranstaltungen bewiesen. Diese Aufnahmen entstammten Veranstaltungen, die in Zeitabständen von mehreren Monaten in verschiedenen Städten stattgefunden hatten. Daraus geht hervor, daß derartige Aufnahmen gesammelt und systematisch geordnet werden. Mit dem hier angeführten Fall ist allerdings nicht gesagt, daß dies die einzige Benutzungsweise derartiger Aufnahmen ist. L. E. G.

England und das baltische Gold

Bekanntlich hatten die baltischen Staaten zur Zeit ihrer Selbständigkeit ihren Goldschatz bei der Bank von England deponiert, weil es den Staatsbanken von Estland, Lettland und Litauen schien, als sei er in England am sichersten aufgehoben. Indes hat die englische Regierung mit der sowjetischen Regierung am 5. Januar 1968 eine Vereinbarung getroffen, wonach die britische Regierung dieses baltische Gold verwerten darf! Am 7. November 1968 hat das britische Unterhaus in zweiter Lesung einen Gesetzentwurf behandelt, der das Vorgehen der Labour-Regierung in Sachen „Baltisches Gold“ legalisieren soll. Obwohl eine Reihe konservativer Abgeordneter lebhaft opponierte, wurde der Gesetzentwurf von der Regierungsmehrheit gegen die Stimmen der Opposition angenommen. Sir Tufton Beamish, der schärfste Opponent

gegen die unfaire Behandlung des „Baltengoldes“, hatte zuvor die Labour-Regierung aufgefordert, wenigstens eine Erklärung abzugeben, daß die Enteignung des Goldes als ein Kredit an Großbritannien angesehen werde, der umgehend zurückzuzahlen sei, sobald die Baltischen Staaten wieder selbständig seien. „Fremdes Eigentum sich anzueignen“, sagte Beamish, „es zu verkaufen und den Erlös zu verwenden, bedeutet Diebstahl!“

Auch in Litauen wird fleißig geschieden

Die zunehmende Scheidungsfreudigkeit scheint kein Monopol des „verfaulenden kapitalistischen Westens“ zu sein. Die Entwicklung hierin ist auch im sozialistischen Lager recht kräftig vorangeschritten. In der litauischen Sowjetrepublik gab es im Jahre 1965 2611 rechtskräftige Scheidungen, 1966 — 5370, und 1967 — 5402.

Eine Statistik in den Städten ergibt folgendes Bild:

	1965	1966	1967
Wilna	499	1045	1049
Kaunas	479	931	938
Memel	300	531	652
Schaulen	127	272	286
Panevezys	100	152	134

Als ausgesprochen ehetunglich scheinen sich die heutigen Ponewescher zu erweisen. Im letzten Jahr der statistischen Erhebung (1967) waren es fast zweijährig Paare weniger als im Vorjahr.

Neuzeitliche Eisengießerei in Petraslunai

In Petraslunai bei Kaunas steht die einzige Eisengießerei der Sowjetindustrie, die über Elektro-Induktionsöfen zur Verarbeitung von Metallschrott verfügt. Sie wurde 1963 auf Initiative der damaligen Sownarchos-Verwaltung gegründet und mit schwedischen Maschinen ausgestattet. Die Zahl der Induktionsöfen hat sich inzwischen auf acht erhöht. „Centrolit“ verarbeitet jetzt über 15 000 t Metallspäne jährlich und einen bedeutenden Teil des sonstigen Abfalls der eisenverarbeitenden Industrie. Die Qualität der als „synthetischer Gußstahl“ bekannten Gießereiprodukte sei inzwischen erheblich verbessert worden. (E)

Humor im heutigen Litauen

„Geduld, Genossen!“, sagte der Parteidredner, „ich bin gleich am Ende.“ (Im Saal wurde es lebendig.)

„So, ich bin am Ende!“ (Frenetischer Beifall!)

Das nächste **Bundestreffen** der Deutschen aus Litauen

findet Pfingsten 1969 (am 24./25. Mai) in unserer Patenstadt Neheim-Hüsten im schönen Sauerland/Westfalen statt. Wir bitten unsere Landsleute, diesen Termin schon jetzt vorzumerken und in ihren Pfingstausflug einzuplanen.

**Der Bundesvorstand
der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen**

Die wechselvolle Geschichte des „Memeler Dampfboot“

Es ist eine Streitfrage, ob das seit 1812 in Gumbinnen erscheinende „Intelligenzblatt für Litauen“, aus dem später die „Preußisch-Litauische Zeitung“ hervorging, nach der „Hartungschens Zeitung“ in Königsberg das zweite unabhängige Presseorgan Ostpreußens war, oder ob dieser Rang dem „Memelschen Wochenblatt“ gebührt.

Als offiziellem Amtsblatt der Regierung in Gumbinnen sprechen die Memeler dem „Intelligenzblatt für Litauen“ den unabhängigen Zeitungscharakter ab.

Wie dem auch sei: Am 1. Januar 1817 kam der Königsberger Buchdrucker Wilhelm Horch in der nördlichsten Stadt Ostpreußens, dem lebhaften Handelsplatz Memel, mit dem „Memelschen Wochenblatt“ heraus, dessen geistige Väter drei Lehrer der Großen Stadtschule waren. Späterhin gründeten Memeler Liberale als Ableger des in Tilsit seit 1841 erscheinenden „Echo am Memelstrom“, das „Neue Memeler Wochenblatt“.

1849 erschien in der neuen Buchdruckerei der aus Heilsberg zugezogene Drucker C. E. Teubert und August Stobbe als freisinnige Zeitung das „Memeler Dampfboot“, dessen Titel dem damals in Danzig erscheinenden „Danziger Dampfboot“ entlehnt wurde. Aus Heydekrug kam 1866 Friedrich Wilhelm Siebert, der bislang das

„Heydekruger Kreisblatt“ herausgegeben hatte, nach Memel und brachte dort die „Memeler Zeitung“ heraus.

Stobbe, der damals das „Dampfboot“ allein führte, verkaufte dieses an Siebert, der seine Zeitung eingehen und ab 1872 das „Memeler Dampfboot“ täglich erscheinen ließ. Es verdient Erwähnung, daß der erste Redakteur dieser Memeler Tageszeitung der ortsansässige Rabbiner Dr. Rülff war. Im Besitz der Familie Siebert blieb das „Dampfboot“ durch drei Generationen. Es war in der Zeit der litauischen Beherrschung des Memelgebietes nach 1919 das Organ der deutschen Bevölkerung und hatte zahlreiche Verbote und Schwierigkeiten zu überwinden.

Mit der deutschen Bevölkerung mußte auch das „Memeler Dampfboot“ im Herbst 1944 seine Heimat verlassen und ist 1949 in Oldenburg (Oldbg) als Organ der heimatvertriebenen Memelländer zu neuem Wirken wiedererstanden.

Hitler war ehrlicher

Der tschechoslowakische Schriftsteller Ladislav Mnacko will nicht in die CSSR zurück, „weil ich nicht in der Dunkelheit und dem Nebel Sibiriens verschwinden will“. Mnacko vertrat bei einer Veran-

staltung in Basel die Ansicht, daß in Kürze eine Säuberung in der Intelligenz seines Landes beginnen werde. Er selbst werde von den Sowjets gesucht.

Mit der Besetzung der Tschechoslowakei begann nach den Worten des Schriftstellers eine sowjetische Machtexpansion, die nicht aufhören werde. „Sowjetrußland hat eine offene Aggression gegen ganz Europa begonnen . . .“, sagte Mnacko. Er verglich die Politik Moskaus mit der Hitlers und meinte, Hitler sei nur ehrlicher gewesen als die Sowjetführer und habe offen erklärt, daß er seinen Machtbereich vergrößern wolle.

Vergnügungspark für Heimatvertriebene

Im Münchener Vorort Ismaning entsteht ein Vergnügungspark für Heimatvertriebene. Von der „Panorama“-Ausstellung-GmbH betreut, stehen dort bereits jetzt, verkleinert im Maßstab 1:25, 60 Modelle von allen Varianten pommerischer Backsteingotik bis zum Breslauer Gründerzeit-Bahnhof. In diesem Jahr wird ein Restaurant für ca. 350 Personen mit einer Terrasse, welche nochmals die gleiche Personenzahl faßt, gebaut. Die Ausstellung wird im Laufe der Jahre mit kulturhistorischen Bauten erweitert und mit zusätzlichen neuen Attraktionen versehen.



Das Heimkehrerdenkmal bei Friedland. Über 9350 Männer, Frauen und Kinder — darunter 7369 Übersiedler aus Schlesien und Ostpreußen, 549 Rückkehrer aus der Sowjetunion und 1432 Deutsche aus Südosteuropa und Übersee meldeten sich im Jahre 1968 im Grenzdurchgangslager Friedland. Eine genauere Statistik über die Zahl der Landsleute, die aus Litauen in Friedland angekommen sind, liegt allerdings erst für die Jahre 1958 bis 1960 vor. Danach kamen hier im Jahre 1958 862 Landsleute an, 1959 — 876 und 1960 — 770.



Die Salzburger in Ostpreußen und Litauen

Als die Salzburger Evangelischen vor über 200 Jahren um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimat vertrieben wurden, wurde bekanntlich der größte Teil von ihnen durch den preußischen „Soldatenkönig“ in ostpreußischen Litauen angesiedelt. Wer aus einer schönen Berglandschaft im Süden kommt und in ein verdüdetes, flaches Land im strengen Norden verschlagen wird, hat es nicht leicht. Obwohl die preußischen Ansiedlungsbeamten weitgehend Rücksicht nahmen, ließ es sich nicht vermeiden, daß Nachbarn und Verwandte auseinandergerissen wurden. Ein Umstand, der uns heutigen „Emigranten“ nur zu geläufig ist! Vielen sagte auch die strenge Obrigkeit nicht zu, die auf Ordnung, Fleiß und Seßhaftigkeit größten Wert legte.

Geradezu an die Jahre 1941/42 erinnert die Tatsache, daß schon 200 Jahre vorher Stammesbrüder zu Aufpassern über die damaligen „Umsiedler“ gesetzt wurden; so, beispielsweise der Wirt Niedermoser in Urbanatschen über 45 Wirte in elf Ortschaften und Philipp Laubücher in Barschukönen über 23 Wirte in zehn Ortschaften. Was Wunder, daß viele der angesiedelten Leute Haus und Hof verließen und über die nahe polnische Grenze flohen, wo sie weniger Aufsicht und Zwang zu finden glaubten. Die „polnische“ Grenze war im wesentlichen die Grenze zum russischen Litauen. Es liegt darum der Gedanke nahe, daß die meisten Salzburger in Litauen Nachkommen dieser über die Grenze gegangenen „Rebellen“ sind. Anzunehmen, daß die königlich-preußischen „Ansiedlungsstäbe“ mit den von ihnen Betreuten ebensowenig restlos zufrieden gewesen sein werden wie die Ansiedlungsstäbe von 1943!

In einem allerdings konnte den Salzburger selbst der Ubelwollendste nichts Ungutes nachsagen: die Christlichkeit der Salzburger stand über jedem Zweifel erhaben. Göcking, ein Zeitgenosse, der mit den „Exulanten“ viel zu tun hatte, berichtet über die Religiosität der vertriebenen Salzburger ausführlich:

„Was nun das Geistliche anlangt, so muß man, will man anders unparteiisch handeln, unsern preußischen Salzburger den Ruhm lassen, daß sie unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlechte auf dem Erdboden als hellerscheinende Lichter sind. Doch ist hierbei zu merken, daß solches nicht von allen und jedem, aber doch von den meisten gelte, daß es bei den meisten bloß etwas Natürliches sei und daß es doch bei einigen Gott Lob! geheiligte Früchte einer begnadeten Seele sind. Doch wir müssen nur nach dem Außerlichen urteilen. Zu den ihnen gegebenen Predigern gewannen sie bald eine ungemaine Liebe und großes Ver-

trauen, weil diese ihnen das klare Wort Gottes rein und ohne Menschentand vortrugen. Sie lernten bald Licht und Finsternis unterscheiden, denn da sie im Salzburgerischen von ihren untreuen Hirten das Wort Gottes und die Evangelienbücher verstecken mußten, so machten sie sich jetzt in Preußen eine ungemaine Freude daraus, daß sie ihren treuen Hirten bei ihren Besuchen dasselbe nicht nur ungescheut weisen, sondern auch aus demselben sich mit ihnen unterreden durften. Kommen die Prediger zu ihnen, so ist es das erste, daß sie denselben ihren herzlichen Vorrat an Büchern weisen. Sobald sie nun diese von weitem erblicken, laufen sie ihnen gar aufs Feld entgegen und hüpfen und springen vor großer Freude. Und da die Emigranten-Prediger, die mit den Salzburger von Berlin anreiseteten, nicht bei allen denjenigen, bei welchen sie unterwegs gewesen, bleiben konnten, wie sie nach Preußen kamen, so kamen etliche von einigen Meilen Weges her und besuchten diejenigen, die ihnen zuerst das Wort Gottes vorgetragen hatten und verlangten, von ihnen besucht zu werden. Dem öffentlichen Gottesdienste wohnen sie durchgehends fleißig bei. Sie versäumen die Sonn- und Festtage nimmer die Predigt. Es war im Jahre 1732 vielmals ein so stürmisches Wetter, daß man sich fürchtete, vor die Türe zu gehen. Die Salzburger aber blieben doch nicht zu-

rück. Diejenigen, die selbst Wagen und Pferde hatten, luden alle ihre Kinder und die Alters und Schwachheit halber nicht wohl gehen konnten, drauf und ließen diese hinfahren. Die Eltern aber gingen zu Fuß und zogen oft Strümpfe und Schuh aus, wenn das Wasser groß war. Der Herr Prediger prediget allemal erst nach dem litauischen Gottesdienste. Daher versammelten sich diejenigen, die zur Kirche gekommen waren, allemal unter dem litauischen Gottesdienste und sangen, lasen und beteten untereinander, bis es Zeit war, nach der Kirche zu gehen. Ging der Prediger nach der Kirche, so folgten sie alle hinter ihm wie die Schaflein ihrem Hirten folgen. Dem Prediger hören sie mit größter Aufmerksamkeit zu, und da er vor dem Altare den Katechismus mit ihnen vorzunehmen pfleget, so finden sie sich alle, groß und klein, dazu vor dem Altare ein und antworten, so gut sie können. Ist der Gottesdienst gendelt, so gehen sie alle wiederum hinter dem Prediger her bis nach seiner Wohnung. Dasselbst danken sie ihm und küssen ihm die Hände für die Verkündigung des göttlichen Wortes. Von drei bis vier Meilen Weges kommen zuweilen des Sonntags Salzburger dahin, daß sie Gottes Wort hören. Wird das heilige Amt der Kommunion gehalten, so finden sich die Salzburger mit großer Begierde dazu ein. Die Prediger pflegen insgemein sonnabends vorher ihnen deshalb eine Vorbereitung zu halten, wobei gemeinlich viele tausend Tränen vergossen werden. Treten sie des Sonntags zum Tisch des Herrn, so ist nicht zu beschreiben, mit was für einer Furcht und Ehrerhaltung sie das-



Die deutsche „Sonntagsschule“ (Kindergottesdienst) vor dem Schanzer Betsaal. Auch unter diesen „berühmt-berüchtigten“ Schanzer Kindern gab es eine erkleckliche Anzahl (schon die Namen verrieten es) kleiner „Salzburger“.

Das himmlische Fernglas

Gott der Herr ließ sein Fernglas müßig sinken. „Es ist kaum etwas auf der Erde zu sehen, nur rote und schwarze Schwaden über etwas, das einem Ameisenhaufen ähnelt. Aber nur ähnelt“ sagte er zu Herrn Jesus gewandt, der still neben ihm saß, „es fehlt das System und wirkt eher als ob einige mutwillige Jungens unentwegt in den Ameisenhaufen

treten. Das gibt ja sogar bei den Ameisen eine gewisse Verwirrung. Hoffentlich kommt Petrus bald von der Erde zurück und bringt ein schärferes Glas mit.“ Ehe noch Herr Jesus antworten konnte, öffnete sich die Himmelstüre und Petrus trat ein, offensichtlich verstört. „Ach, Du lieber Gott“ murmelte er und ließ sich völlig formlos auf den ersten besten Stuhl fallen. Aber sofort fuhr er wieder hoch und biß sich verzweifelt auf die Lippen. Wie hatte er sich gehen lassen und gegen das Zweite Gebot verstoßen. Auf der Erde hatte er das so oft gehört, gleichgültig ob jemand seine Lockenwickler oder die Brieftasche verlegt hatte oder ob ein Unglückspassierte. „Ach, Du lieber, lieber Gott“ seufzte er nochmals so tief, so daß Gott der Herr und Herr Jesus ihn teilnehmend ansahen. „Berichte“, sagte der Herrgott, und, als ob ein Dampfventil geöffnet würde, stürzte es aus Petrus: „Sie streiten sich, sie töten sich, sie vergiften sich, sie hungern, sie morden, sie haben tausend Götter neben Dir, ja, manche sagen, Du seist nur eine Geistesrichtung unter vielen, sie bringen sich eines Tages noch alle gegenseitig um, ach und hier, hier ist das neue Fernglas“ stieß Petrus zuletzt atemlos hervor und sank wie ein Häuflein Unglück wieder auf seinen Stuhl zurück. Ernst nahm der Herrgott das Glas vor die Augen, während Herr Jesus sich um den gebrochenen alten Petrus bemühte, der doch stets ein Fels gewesen.

Nach langem Schweigen bat der Herrgott den Erzengel Gabriel, ihm das Buch des 20. Jahrhunderts zu bringen. Schnee weiß erschien der Engel mit dem Buch, das von Blut troff. Behutsam öffnete der Herr die blutverschmierten Seiten, jede von ihr schie geradete. Die ganze gepeinigte Menschheit schrie ihrem Schöpfer die Qual des irdischen Jammertals entgegen. Scheinbar unberührt blätterte der Herr Seite nach Seite um, ab und zu ein Stichwort murmelnd: Erster Weltkrieg, Arbeitslosigkeit, Einstein, Zweiter Weltkrieg, Atombombe, Überbevölkerung, Plastik, elektronische Musik, Wohlstand, die Pille, Rassenhaß, während die Buchseiten wehklagten. Beunruhigt sah Petrus diesem Blättern zu, sanft der Herr Jesus. „Nein“, sagte der Herrgott bestimmt und schloß das grausamste aller Bücher in der langen Reihe der vergangenen Jahrhunderte, „es hat keinen Sinn mehr. Nach meinem Ebenbild habe ich die Menschen geschaffen, ihnen die Erde gegeben, damit sie über sie herrschen, alle Fähigkeiten ihnen ins Herz gelegt — und sie benutzen nur die schlechten. Mögen sie sich, wie Du, Petrus, sagtest, selber umbringen; ich kann meine Hand nicht mehr über sie halten.“ Da sagte Herr Jesus „Vater, während Du in dem blutigen Buche blättertest, habe ich mit dem neuen Glas wieder und wieder zur Erde gesehen und habe gehorcht, ob nicht in all dem Schreien und Zanken auch andere Töne zu hören wären. Und siehe, ich hörte kleine Kinder beten und sah Menschen, die ihr Erdendasein mit aller Mühsal und Schwere im Vertrauen auf Dich tragen und sah so viele Menschen, die es gut meinen, auch wenn es Unvollkommenes bleibt. Vater, um dieser Menschen willen, zieh Deine Hand nicht von ihnen ab. Diejenigen, die meinen, sie steuerten den

In der Neujahrnacht

Das Jahr ist um.
Die Sanduhr rinnt.
Der Mensch sitzt da
und übersinnt
das Gestern, das Morgen,
was war, was wird . . .
und wie er irrt
mit seinem Hoffen und Sorgen.
Und ist er jung,
so hofft er viel,
und wird er alt,
so ist er still.

Er schaut sich's an, das Stundenglas,
uralt's Requisite des Knochenmanns,
mit dem man ihn von je wollt' fürchten
machen:

Es ist der Hoffnung Bild!

Rinnt, was hier ausläuft, wieder nicht
zusammen?

Wenn hier die Welt sich leert,
ward „drüben“ sie nicht reich?

Und alles, was uns Jahr um Jahr ent-
gleitet,

gelebten Lebens und geliebter Liebe,
wird's nicht angehäuft im Unsichtbaren,
in einer andern Welt?

Die Väter, Freunde, Brüder . . .

lieben wir wie je sie nicht, die uns Ent-
rückten,
sind sie uns nicht nah?

Was wir erleiden, willig —
wird's zur Gnade nicht verwandelt?

Was irdisch welkt, Geliebtes, uns ent-
schwunden,

das unser zeitlich Leben nie verwunden,
erleben wir in wachsender Erfahrung
nicht seine ewige, himmlische Bewahrung?

Nur eines: Gott läßt nicht mit sich
handeln.

Er wandelt alles — und du mußt dich
wandeln!

Und alles zeitliche Vergehn, Verrinnen
besagt: was außen, wandelt sich nach —
innen,

ins Innseits und im Welleninnenraum
strahlt unsres wahren Lebens Lichter-
baum.

— —

Wer könnte wohl das Reich der Himmel
schildern?

Es schweigt der Menschenmund und
stammelt nur in Bildern
von unserem Heil. „Es ist noch nicht
erschienen,
was einst wir werden sein!“

Ihm laßt uns dienen.

Th. J.

Gang der Welt, brauchen Dich kaum so
lange sie sich mächtig fühlen, aber auch
ihnen bleibt ja nichts außer Dir, wenn
sie machtlos werden. Vergib den Men-
schen, so wie Du ihnen bisher vergeben
hast.“

Zögernd ergriff der Herrgott erneut
das Fernglas und langsam glätteten sich
seine ergrimmt Züge. Petrus seufzte
erleichtert auf, aber diesmal ohne sich ge-
gen das Zweite Gebot zu versündigen.

Erica Weise-Zechlin, Stockholm

Schluß von Seite 5

selbe tun. Selten wird solche heilige Handlung ohne Vergießen vieler Tränen von ihnen verrichtet. Den Christabend haben sie bisher noch nach der Art feierlich begangen, wie sie es in Salzburg gemacht haben. Die ganze Nacht singen und beten sie für die ganze Christenheit und halten also ein recht Freudenfest. Ist an den Sonn- und Festtagen der öffentliche Gottesdienst geendigt, so lassen unsere preußischen Salzburger unter sich ihren Mund überfließen mit Psalmen und Lobgesängen. Nach einer Privaterweckung sind sie ungemein begierig. Daher geschickts, daß diejenigen, die weit nach der Kirche haben, oft des Sonnabends abends bei den Predigern sich schon einfinden, um von ihnen erwecket zu werden, da sie denn die ganze Nacht singen und beten.

Und so dienten sie denn mit solchem ihrem guten Exempel den Deutschen und Litauern in Preußen zur Erbauung. Insonderheit wurden die Litauer durch die Andacht unserer Salzburger sehr erwecket und aufgemuntert. Ein Prediger schreibt von ihnen also: Es jammert mich sehr der armen Litauer. Viele unter denselben haben ein recht gutes Gemüt. Merkwürdig ist es, wenn ich in der Kirche mit den Salzburger katechisiere oder predige, finden sie sich häufig dabei und weinen, wenn sie sehen, wie die Salzburger weinen. Sie verstehen mir nichts, sie sehen mich immer an. Einstmals geschah es, daß ein gewöhnlicher Mann zu ihnen sagte: Wonach kommt ihr in die Salzburger Predigt? Ihr versteht doch nichts, was dort gepredigt wird. Darauf antworteten einige mit Tränen: „Freilich verstehen wir nichts, das ist unser Unglück. Wir werden doch aber durch den Anblick der Salzburger erwecket, weil diese so andächtig sind und so sehr weinen.“

Die Kinder der Salzburger und auch erwachsene Leute, denen es an Wissenschaft fehlet, bedienen sich auch der guten Schulanstalten zu ihrem Vorteil. Sie finden sich in den Schulen fleißig und sind nach gutem Unterricht begierig. Insgesamt lassen sie sich im Lesen unterrichten, und die Kinder lernen den kleinen Katechismus mit der Auslegung Luthers auswendig. Einige Alten sind so eifrig nach der Schule, daß sie mit ihren Kindern mit in die Schule laufen. Von ihrer Liebe zum Gebet hat man in Sonderheit des Sommers hindurch deutliche Proben sehen können. Waren sie bei der Feldarbeit am fleißigsten, so waren sie auch zugleich im Gebet am fleißigsten. Man traf in der Samenzeit hin und wieder einige hinter einem Strauch oder Busche und in der Ernte hinter den Korngarben an, die mit aufgehobenen Händen, Augen und Herzen ihren himmlischen Vater mit stillem Seufzen im Verborgenen anschrien.“

Tagebuchblätter aus der Gegenwart

Freistatt, den 17. Oktober

Wenn die Blätter von den Bäumen sich lautos lösen und müde, trudelnd und taumelnd zur Erde segeln, dann meint man, es sei Abschiedszeit. Jeder Morgen ist in dicke Nebel verpackt, jeder Mittag von einer schmerzlich-fernwehen Himmelsbläue überstülpt, jeder Abend mit matter Sonne tiefglänzend vergoldet. . . . Nachts gleißen und glitzern im hohen Himmelszelt die Sterne, als wollten sie uns verlocken; doch es ist kalt, empfindlich kalt — hier unten. Und oben sieht es so eisig-gläsern aus, als gäbe es kein Zurück. . . .

Abschiedszeit? O nein! Jedesmal, wenn ein welkendes Blatt hinabfällt, wird in einer kleinen, harten und festen Knospe das Leben gespeichert, das Leben für nachher! Geheime Schatzkammern des Lebens werden beladen mit Lebenskraft und explosiver Lust! Du siehst es kaum. Naturblinde Leute gehen daran vorbei und reden nur vom Absterben, Dahinsterben, Scheiden. . . . — O diese Armen!

So ist das Menschenleben auch — wenn's richtig ist. Tag um Tag fällt ein Kalenderblättchen. . . . und mein Kalenderblock an der Wand wird immer dünner. Wie viele Blätter trägt noch mein Lebensbaum? Hast du einmal etwa die Blätter einer Buche gezählt? — Nur eines kann ich dir verraten: es sind mehr neue Knospen als alte Blätter! Wieviel Lebenskraft des ewigen Lebens hast du in verborgenen Knospen angelegt, daß sie einmal treiben, grünen, blühen, jubeln und sich entfalten? Sind's mehr neue Knospen als müde und altgewordene Blätter? Dann ist's gut. Dann mag es Herbst sein. Guter, guter Herbst.

Freistatt, den 1. Dezember

Daß man so müde werden kann!

Obwohl sich alles nach Ausruhen sehnt, ist keine Möglichkeit, diesem Drange nachzugeben. Das Leben treibt und treibt den Menschen vorwärts. Wie oft habe ich jenen gewissermaßen „geflügelten“ Satz gesprochen: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein — sprach der alte Kaiser; und er hatte recht“, und bin lachend oder seufzend weitergegangen.

Winterszeit — Obdachlosenzzeit in Freistatt, Koloniezeit der Fülle, Aufregungszeit. Winterszeit — Vorweihnachtszeit; dieses Mal bin ich unter die Regisseure gegangen und studiere ein Adventsspiel mit meiner Jugendgruppe aus der Gemeinde ein. — Und was noch? Viel. Auch



Friedhof in Freistatt mit dem Gedächtnismal.

In den zwölf heiligen Nächten*)

Wenn nachts an ihren schweren Ketten die Stunden zerr'n,
dann mögen Mägde sich verkriechen
unter warmen Federbetten.
Dies ist die allerschönste Zeit für mich.

Dann tret ich in des Holtors runden
Bogen,
die wilde Jagd haust über mir dahin.
So sind sie schon Jahrhunderte gestorben,
so zieh'n sie, wenn ich längst gestorben
bin.

Auf allen Feldern liegen weiße Decken,
vom Walde her zieht Rehwild scheu.
Ein Marder schlüpft um dunkle
Scheunenecken
und Eulen rascheln tief versteckt im Heu.

Wachlichter hängen golden von den
Schnüren,
die Aepel dulden wie im Sommerlicht.
Ein Haugesist huscht durch die
verschloss'nen Türen
und krachend Buchenholz im Olen
bricht.

Es schlägt das Brot im Schoß, der Flachs
am Wocken,
im eich'nen Kasten träumt das Zinnen
lein.
Das Korn im Speicher lagert schwer und
trocken,
im Keller gärt der süße Apfelwein.

Ihr haht da draußen alle diese Wunder,
die See! und Atem uns'rer Heimat sind,
vergessen über Tand und leerem Plunder,
drin euer Leben wie im Sand verrinnt.

*) Die zwölf heiligen Nächte liegen bekanntlich zwischen Weihnachten und Heilige Drei Könige.

die Landsmannschaft ruft. Das Jahrbuch macht Arbeit, liebe Arbeit! Die „Heimatstimme“ will nicht vergessen sein und mit einem Artikelchen gestützt werden. — Und was noch? Ja, der Umbau meines Pfarrhauses, dem ich aus der viel zu engen Notwohnung durch das Fenster und wohlverborgen durch die Gardinen zuschaue. — Und was noch? Viel. Klein aber viel.

Freistatt, den 18. Dezember

Aus den Weihnachtsbriefen, die ich in diesen Tagen schrieb:

. . . . man sollte in diesen Wochen vor den Festtagen mehr auf sein Herz achten: wie es oft so müde und abgekämpft schlägt, wie es manchmal laut klopft, wie seltsame Kuhleschauer und auch seltsame Wärmen hindurchströmen. Was lassen diese Herzensbewegungen zurück? Was bleibt? — Ich könnte mir wohl denken, daß auch Du Solchem und Ähnlichem nachsinnt. Und man lebt dann bewußter. Für mich heißt das immer auch: ich erlebe tiefer, erlebe mehr — und alles ist Segen, ob Freud oder Leid! Und dennoch konnte ich mit meinem Leben nicht fertig werden, wenn ich je und dann vor die letzten Türen und Fragen komme, zu denen mein Verstandesschlüssel nicht mehr paßt, auch das Gefühl ist dort leerer. . . . wenn ich dann nicht vor Gottes Angesicht treten dürfte. Ach, sage nicht: „Er predigt.“ Nein, er bekennet ein bißchen, weil das Herz so voll ist: weihnachtliche Dankbarkeit, daß nicht wir die Leiter an den Himmel stellen müssen, um ihn zu stürmen, sondern weil Gott herabgestiegen ist, noch tiefer, so tief es in uns auch immer sein mag. . . .

. . . . aus dem Trubel der Zeit und unserer Welt, in der wir wirklich leben, kann man sich nur sehr selten herausflüchten — hinaus in die Innerlichkeit. O wie gut, daß Gott dennoch den umgekehrten Weg gegangen ist: aus der tiefsten und göttlichsten Innerlichkeit ist ER hereingekommen in unsere turbulente, gehetzte und hetzende, gejagte und jagende Welt!

„Stille Nacht, heilige Nacht“ — singen wir; aber war es eine solche stille Nacht? Ich fürchte, sie war wie auf einem überfüllten Bahnhof in der Vorweihnachtszeit — und man stelle sich vor, die Fahrpläne wären plötzlich durcheinandergerauscht und die Besatzungssoldaten müßten patrouillieren, weil es in der Luft läge, es könne etwas Außerordentliches passieren. Und hinten, im Gepäckraum, hinter hochgetürmten Schutzwällen und Sichtblenden von Koffern und Paketen, da hinten entbindet eine müde, junge Frau. . . . ihren ersten Sohn. . . . und wickelt ihn in Windeln. . . . und legt ihn auf die Dezimalwaage. . . . denn sie hatten sonst keinen Raum. . . .

Freistatt, den 7. Februar

. . . . daß diese arme Erde nicht unsere Heimat ist. . . . So möchte ich es überschreiben, das mühsame Zurückkehren in das alte, nun sehr fein und gründlich renovierte Pfarrhaus. Da ist die alte Feuchte und Kälte völlig verschwunden, da ist viel Neues, Warmes, Helles und Erleichterndes. Und — alles ist fremd, ja fast feindlich. . . . Das Herz sucht die andere Wärme, die andere Vertrautheit,

die andere Vergangenheit. . . . und findet sie nicht. . . . daß diese arme Erde nicht unsre Heimat ist. . . . So geht die Grundmelodie. Es ist sehr schwer, sie zu lernen. Wir tun uns wahrhaft schwer daran, denn wir möchten lichtere Liedlein singen. Wer lernt schon das Sterben? Und wir sterben doch täglich, stündlich, immer, wenn wir Abschied nehmen. Und das tun wir doch: von der Zeit, von dem warmen Gegenwärtigen, von der Liebe und dem dahinströmenden Leben. Aber wir halten so gerne fest. Das ist auch gut so. Denn es gibt Dinge, die sollte man bis zur dunkelsten Stunde nicht loslassen. Es gibt Menschen, die können uns von keinen Zeiten genommen werden, weil nur der Tod uns scheiden kann. Es gibt das Erinnern; und das ist oftmals ein Stücklein Göttestrost im täglichen Sterben. — Eigentlich ist es gut, daß mir mein eigenes Heim so fremd geworden ist: um so freier bin ich für die ewige Heimat. Gott ist ein geduldiger Lehrmeister. ER versetzt uns nicht in die nächste Klasse, ehe wir die Lektion gelernt haben. Dieses Mal, hier im neuen Hause, heißt sie: . . . daß diese arme Erde nicht unsre Heimat ist. . . .

Freistatt, den 27. Februar

Wer an einem sonnigen Vorfrühlings-tage durch das Moor wandert, hat manch-mal seltsame Gedanken. Rings ist alles braun und grau, trüb und tot. Das Heidekraut starrt fast schwarz, die Birken sind hagere Besen, das Strahlengras vom Vor-jahre riecht faul und liegt wirr über den Köpfen, ja fast wie ungepflegtes, greises Haar. Nur der Himmel ist weit und tief. Hochgetürmte Wolken ziehen majestä-tisch ihre Bahn. Der Mensch ist sehr alleine. Es scheint kein Leben mehr im Moor zu geben. Denn selbst zwei einsam dahinflatternde Enten überqueren es schein und eilig.

Siehe da! Man muß sich tief bücken, um das Leben zu entdecken. Kaum wahr-nehmbar im alten Grase findet eine riesige, weite, weite Hochzeit statt. Das Wollgras blüht. Suchen und Finden, Befruchten und Befruchtetwerden ist ein Geschehen in aller Heimlichkeit. Noch weniger: es ist ein unscheinbares, ganz kleines Geschehen . . . Man bemerkt es kaum. Kein Aufhebens davon. Kein Prangen und Hofieren. Kaum Farbe, kein Duft. Schönheit? Ja, im Kleinsten — und damit im Verborgenen.

Erst der Fruchtstand ist prächtig. Dann, im Mai, da alles in Blüten überschäumt und sich in Grün und allerlei bunte Blü-tenfarben geschmückt hat, dann werden wir Menschen sagen: „Das Wollgras blüht!“ Und werden voll Wunders und Staunen sein über die tausend und aber tausend weißen Wollflöckchen — ge-schneit hat's im Moor! Ach, wir kurz-sichtigen Leute! Was so schön ist, was uns entzückt und beglückt ist nicht die große Hochzeit — ist Frucht! Frucht ist so schön!

Ob das uns kleinen Leuten auch etwas darüber sagt, was an uns schön ist?

Freistatt, den 2. April

Von einem alten Sprichwort werden wir belehrt, daß zu einem rechtschaffenen, erfüllten Mannesleben drei Dinge gehö-ren sollen: einen Sohn gezeugt haben, einen Baum gepflanzt haben und ein Haus gebaut haben.



Das Freistatter Moorkirchlein

Heute habe ich meinen Baum gepflanzt. — Zwei Apfelbäumchen, einen Pflaumen-baum, zwei Kirschenbäumchen. — Eine alte, tief in mir schlummernde Sehnsucht ist in Erfüllung gegangen. Ohne mir etwas zu vergeben, kann ich bekennen: ein Traum wurde Wirklichkeit. Es mag sein, daß das des alten Großvaters, Hermann Haak, lebenslangen Pflanzen und Pflegen im großen Garten zu Wirballen mich un-bewußt mitgeformt hat. Es mag sein, daß die Anpflanzung von Obstbäumen auf dem kargen Schanzer Sand daheim mit-wirkte, bei der ich schon handlangern durfte. Es mag sein . . .

Über all dem aber kommt mich das große Staunen an: auch dieses Zweite, seinen Baum zu pflanzen, kann man eigentlich nicht alleine! Wenn nicht sie, ich hätte noch keinen einzigen Baum ge-pflanzt. Ohne seine Frau kann's der Mann nicht. Zum Baumpflanzen gehören vier Hände! — So steht es in jeder Anleitung zu lesen.

Ich bin sehr still geworden, als die Bäumchen im Erdreich standen. Offen ge-standen: Ich habe gebetet. Und danach zu meiner Frau gesagt: „Die stehen viel-leicht noch lange da, wenn wir schon längst nicht mehr leben.“

Wie fein dieses Zusammentreffen — heute pflanze ich meine Bäumchen: auf Zukunft, auf Hoffnung! Morgen konfir-miere ich im schönen, heimeligen Moor-kirchlein: auf Zukunft! auf Hoffnung!

Leserbrief

Sehr verehrte Frau Schode-Pudimat, überzeugt, auch im Sinne vieler Leser zu sprechen, möchte ich Ihnen herzlich dan-ken für Ihr „Weihnachtliches von Da-heim“ in Nr. 12 der „Heimatstimme“. Wie viele, vergessenen geglaubte Erinne-rungen sind durch Ihre Worte wach ge-worden und wie reich fühle ich mich wieder, weil Sie Vergangenes gegenwärtig machten, das ja auch meine Genera-tion, wenn auch bereits schon am Rande, noch miterlebte und das nur durch viele vergangene Jahre mit sehr gegensätzli-chen Erinnerungen verdeckt worden ist. Und wie sprechen Sie mir aus dem Her-zen, daß es so schwerfällt, sich in unserer jetzigen Welt heimisch zu fühlen.

Außer meinem Dank für die Freude über Ihre Worte, möchte ich Ihnen auch antworten auf Ihre Frage, ob die Kinder dieser Zeit glücklicher sind als wir es waren.

Wir alle können ja — leider — nur mit den Maßstäben messen, die wir ken-nen. So werden heutige Kinder vermut-lich erst später ermesen können, um wieviel ärmer man sie trotz aller mate-rieller Fürsorge ins Leben gesandt hat. Von nahe gesehen, haben sie es auch nicht leichter als frühere Kindergenera-tionen, die durch Elternhaus und Gottes-wort eine eindeutige Stütze erhielten, während heutige Kinder vielen und frag-würdigen Einflüssen ausgesetzt sind, bei denen ihnen oftmals die Wahl überlassen wird.

Ich habe meinem neunjährigen Sohn Ihre Erzählung vorgelesen. Er hat mich nur einmal unterbrochen: „Mami, ist es noch schön lang?“ Dann habe ich ihn ge-fragt, was er am allerschönsten an Weih-nachten findet und das Kind sagt: „Es ist so feierlich und festlich und gemütlich“. Schließlich sagte ich ihm, daß ich Ihnen danken wollte und was ich denn noch

schreiben sollte, woraufhin mein Sohn sagt: „Bitte sie, daß sie mehr erzählt“. Aber draußen vor der Tür wird bereits mit anderen Maßstäben gemessen und dann ist es schwer, ein Kind zu sein und ebenso schwer, Eltern zu sein, die ihren Kindern weitergeben möchten, was ihnen wert und teuer ist und was nicht nur sie, sondern Generationen durch bald 2000 Jahre als bewährt ansahen.

Trotzdem danke ich Ihnen, sehr ver-ehrte Frau Schode-Pudimat, nochmals für Ihre Worte.

Ihre sehr ergebene Erica Weise-Zechlin

Anmerkung der Redaktion: Obwohl in unserem Impressum steht, daß Beiträge, die mit den Namen der Verfasser gezeich-net sind, nicht unter allen Umständen die Meinung der Redaktion wiedergeben, hilft uns das nur wenig. Wir werden in der Regel dann doch so „behandelt“, als sei das Behauptete eben doch unsere Meinung! „Es stand doch in der Heimat-stimme drin! Oder etwa nicht?“

Nun, es ist unsere Meinung, daß so viel Erinnerungsgut wie möglich aufge-zeichnet und durch die „Heimatstimme“ für die nachfolgenden Generationen er-halten bleibt. Dafür arbeiten wir ja! Es ist nicht unsere Meinung, daß dieses Erinnerungsgut belastet werden muß durch vergleichende Wertun-gen (oder gar Abwertungen) in dem Sinne, daß das, was früher war, schon deshalb besser gewesen ist, weil die ältere Generation nicht versteht, was jetzt vor sich geht! In Sachen „gute alte Zeit“ läßt sich nicht darüber streiten, daß sie alt ist, sehr wohl aber, ob sie immer gut war. Es kommt zumindest darauf an, als was man in ihr gelebt hat! Außerdem: ist die heutige Zeit nicht ein folgerichtiger Ausfluß der gestrigen Zeit?

Schreiben wir unsere Erinnerungen nieder, damit die, die nach uns kommen, erfahren, woher sie kamen und wie wir gelebt haben, aber hüten wir uns vor Wertungen! Es könnte sonst ge-schehen, daß die, für die wir es tun, uns unsere Erzählungen nicht abkaufen und gelassen abwinken: „Ja, ja, wir wissen es, als ihr jung wart, da waren die Ba-nanen natürlich soooo groß!“

Die Großen und die Kleinen

Vati, was sind das für Beeren?
Blaubeeren.

Warum aber sind sie rot, wenn sie Blaubeeren sind?

Sie sind rot, weil sie noch grün sind.

Wieso können sie grün sein, wenn sie doch rot sind?

Dummer Bengel! (Versetzt ihm eine Ohrfeige) Verstehst jetzt?

Jetzt verstehe ich . . .

*

Tante, bist du zu Fuß gekommen?

Ja, mein Junge, zu Fuß.

Und der Vati sagte, der Teufel hätte dich hergebracht.

*

Jonukas passiert das Pech, daß er beim Malen die Farbschale umkippt und sich die Hände einschmiert. Sofort bricht er in Tränen aus.

„Aber beruhige dich“, tröstet die Mut-ter, „kein Grund zum Weinen. Wäschst dir die Hände, und alles ist gut.“

„Hände waschen!“, heult Jonukas, „dar-um weine ich ja!“

(Aus dem Litauischen)

Was tun gegen ungerechte Rentenbescheide

Nicht gegen jeden Bescheid der Versicherungsträger kann sofort Klage beim Sozialgericht erhoben werden.

In den nachstehend aufgeführten Fällen muß erst ein Vorverfahren (Widerspruchsverfahren) durchgeführt werden.

1. Wenn die Aufhebung eines Verwaltungsaktes begehrt wird, der nicht eine Leistung betrifft, auf die ein Rechtsanspruch besteht (Kannleistung).

2. die Verurteilung zum Erlaß eines abgelehnten Verwaltungsaktes begehrt wird,

3. in allen übrigen Angelegenheiten der Kranken- und Knappschaftsversicherung, der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung sowie der Kriegsoferversorgung und

4. bei Beitragsstreitigkeiten in den Unfallversicherung und in den Rentenversicherungen der Arbeiter und Angestellten.

Ein Vorverfahren entfällt in diesen Fällen, wenn der Verwaltungsakt

a) von einer obersten Bundes- oder Landesbehörde erlassen wurde oder

b) ein Land oder ein Versicherungsträger klagen will.

Das Vorverfahren beginnt mit dem Widerspruch. Der Widerspruch ist binnen einem Monat nach Bekanntgabe des Verwaltungsaktes schriftlich oder zur Niederschrift bei der Stelle einzulegen, die den Verwaltungsakt erlassen hat. Es endet mit einem schriftlich begründeten Widerspruchsbescheid. Gegen den Widerspruchsbescheid kann binnen einem Monat nach Zustellung Klage vor dem Sozialgericht erhoben werden.

Klage

a) Ist der Versicherte mit dem Rentenbescheid nicht einverstanden, so kann er Klage beim zuständigen Sozialgericht erheben. Zuständig ist das Sozialgericht, in dem der Versicherte wohnt. Wenn der Versicherte im Bereich eines anderen Sozialgerichts arbeitet, kann er auch beim dortigen Sozialgericht Klage erheben.

b) Die Klage muß schriftlich oder mündlich zu Protokoll des Urkundsbeamten beim Sozialgericht erhoben werden. Die Klage kann auch bei einer Konsulatsbehörde oder einer anderen deutschen Behörde oder auch beim Versicherungsträger eingereicht werden.

c) Die Klage muß binnen einem Monat erhoben werden. Wohnet der Versicherte im Ausland, ist die Frist drei Monate. Die Klagefrist beginnt mit der Zustellung des Bescheids. Wird der Bescheid nach dem Verwaltungszustellungsgesetz durch Einschreibebrief versandt, so gilt der Bescheid am dritten Tage nach Aufgabe zur Post als zugestellt, es sei denn, der Versicherte weist nach, daß der Bescheid ihm später zugegangen ist.

Form der Klageschrift

Aus der Klageschrift muß deutlich hervorgehen, daß der Versicherte ein Verfahren gegen den Versicherungsträger durchführen will und aus welchem Grund (Nichtanrechnung von Versicherungszeiten, Anerkennung von Berufs- und Erwerbsunfähigkeit usw.).

Die Berufung

Gegen die Urteile der Sozialgerichte findet Berufung an die Landessozial-

gerichte statt, soweit sie nicht ausdrücklich ausgeschlossen wird. Die Berufung ist beim Landessozialgericht innerhalb eines Monats nach Zustellung des Urteils schriftlich einzulegen oder aber während derselben Frist beim Urkundsbeamten des zuständigen Landessozialgerichts oder des Sozialgerichts zu Protokoll zu geben.

In der Berufungsinstanz wird der Prozeßstoff nach der tatsächlichen und rechtlichen Seite neu geprüft und gewürdigt.

Ausnahme: Die Berufung ist nicht zulässig bei Bagatelldfällen wie Ansprüchen auf Rückerstattung von Beiträgen unter DM 50,— oder über Verfahrenskosten.

Prozeßvertretung

Vor dem Sozialgericht und dem Landessozialgericht kann sich der Versicherte selbst vertreten oder auch durch Bevollmächtigte vertreten lassen.

Die Revision

1. Gegen die Urteile des Landessozialgerichts ist die Revision an das Bundessozialgericht zulässig, wenn sie vom Landessozialgericht zugelassen wird. Sie muß zugelassen werden, wenn

a) das Landessozialgericht über Rechtsfragen von grundsätzlicher Bedeutung entschieden hat oder

b) es von einer Entscheidung des Bundessozialgerichts abgewiesen ist,

c) ein wesentlicher Mangel des Verfahrens gerügt wird oder

d) bei der Beurteilung des ursächlichen Zusammenhangs einer Gesundheitsstörung mit einem Arbeitsunfall, einer Berufskrankheit oder einer Schädigung i. S. des BVG das Gesetz verletzt ist.

Das Bundessozialgericht kann das Urteil nur in rechtlicher Hinsicht überprüfen.

2. Die Revision muß binnen eines Monats nach Zustellung des Urteils des Landessozialgerichts schriftlich beim Bundessozialgericht eingelegt werden und binnen eines weiteren Monats begründet werden.

Die Revisionschrift muß das Urteil bezeichnen und einen bestimmten Antrag erhalten.

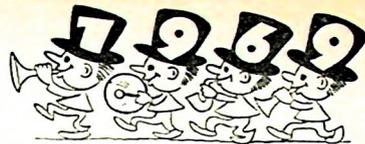
In der Begründung der Revision müssen die verletzte Rechtsnorm sowie die Tatsachen und Beweismittel bezeichnet werden, wenn Verfahrensmängel gerügt werden.

Vor dem Bundessozialgericht müssen sich die Beteiligten durch einen Prozeßbevollmächtigten vertreten lassen. Eine Ausnahme gilt für Behörden und Körperschaften des öffentlichen Rechts. Als Prozeßbevollmächtigte sind Rechtsanwälte und Angehörige von Gewerkschaften zugelassen. Um seine Vertretung sicherzustellen, kann einem Beteiligten für das Verfahren vor dem Bundessozialgericht das Armenrecht bewilligt und ein Rechtsanwalt als Prozeßbevollmächtigter beigeordnet werden.

Kein Schmu mit der Mehrwertsteuer

Es dürfen nur solche Kaufpreise öffentlich angekündigt werden, die die Mehrwertsteuer schon enthalten. Preisangaben ohne diese Steuer sind eine bewußte Irreführung der Verbraucher, auch dann, wenn sie mit dem Zusatz „zuzüglich ... % Mehrwertsteuer“ versehen ist.

Landgericht Stuttgart — 17 O 202 68



PROSIT!

„Wir emigrieren auf den Mond,
weil sich's da droben besser wohnt!
Wir sah'n ihn ja auch schon von hinten,
wer weiß, was wir dort alles finden!“

„Was quasselt ihr voll Unverstand?
Das hat nicht Fuß und hat nicht Hand.
Das Raumschiffi via Luna lenkste,
mein lieber Mann, da sagste denkste,
denn droben gibt es nur Misere,
s' gibt nämlich keine Atmosphäre
und was gib's dort schon zu kauen
als nur Raketenrümmerrhauen . . .
Nee! Ich beseh' mir'n Mond von ferne,
ich leb auf Erden auch ganz gerne.“

Nur freilich, bißchen Luit zum Leben,
die müßt' mer schon einander geben,
die Völker sollten sich vertragen
anstatt einander totzuschlagen;
und mit der Erde bitte pfleglich
geht um, sonst platzt die Ärmste
klaglich,
stoppt den gefährlichen Betrieb
und habt die Alte bißchen lieb!
Der Herrgott hat sich was gedacht,
als er die Schöpfung hat gemacht.
Vom Monde sind wir nicht die Herrn,
wir sind die Herrn vom a n d e r n Stern,
vom Globus nämlich, wo wir leben
und unser Leben weitergeben . . .
Man sollt' sich um die Erde kümmern
anstatt im Weltraum 'rumzullimmern,
zum Schluß hätt' es dann noch gelohnt,
daß unsre Spezies sie bewohnt!“

Der Mensch hat recht. Die Weltuhr
rückt . . .

zur Neujahrsnacht zum Himmel blickt,
da steigt herauf das neue Jahr —
ein Prosit unserm alten „Star“! Th. J.

Schwindeln in eigener Sache erlaubt

Die Strafprozeßordnung sieht zur Schonung der Würde des Menschen davon ab, den Schuldigen zum Geständnis zu verpflichten oder gar durch Androhung von Nachteilen — wie härtere Strafe oder Nichtanrechnung der Untersuchungshaft — auf ihn einen Druck nach dieser Richtung auszuüben. Sie zwingt ihn nicht, gegen sich selbst auszusagen. Daraus folgt der Senat, daß die Rechtsordnung es hinnimmt, wenn der Beschuldigte in staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren oder Strafverfahren — abgesehen von einer falschen Namensangabe — bewußt falsche Angaben macht. Die Rechtsordnung verweist ein derartiges Lügen in den normalen menschlichen Versagensbereich.

Bundesverwaltungsgericht — II WD 42 67.

Gefälligkeit kann teuer werden

Wer aus Gefälligkeit die Aufsicht über ein fremdes Kind übernimmt, muß auch alle Konsequenzen tragen, die sich daraus ergeben können, wie zum Beispiel Schäden, die das Kind anrichtet oder die dem Kind zustoßen.

Bundesgerichtshof — VI ZR 134/66

Aus dem Leben der Landsmannschaft

Adventsfeier der Frankfurter Gruppe

Am Samstag, dem 7. Dezember 1968, fand um 16 Uhr in der Turnhalle zu Frankfurt am Main-Schwanheim, eine Adventsfeier der Frankfurter Gruppe mit folgendem Programm statt:

Adventsfeier, Gedichte, Bescherung, musikalische Darbietungen. Herr Kalika u., der Vorsitzende der Landesgruppe, eröffnete die Feier, begrüßte sowohl die anwesenden Mitglieder als auch die erschienenen Gäste und wies auf die Bedeutung der Adventszeit hin. Sich seiner Jugendzeit erinnernd, verglich er die heutige Zeit mit der vergangenen in unserer ehemaligen Heimat und unterstrich die Bedeutung und Wichtigkeit des Kommens Jesu in diese Welt für jeden einzelnen und für die ganze Welt im allgemeinen.

Die Kaffee- und Kakaotafel der vier Tischreihen, gedeckt mit selbstgebackenem Kuchen, wurden von der kleinen Kinderschar unter dem geschmückten Weihnachtsbaum durch ihre Nikolaus- und Weihnachtsgedichte ermuntert und unterhalten.

Für weihnachtliche Stimmung sorgte die Musikantengruppe der Eheleute Edith und Hermann Kammerländer und Linda Steuernagel. Mit Geige, Flöte und Gitarre begleiteten sie ihre vorgebrachten Advents- und Weihnachtslieder, ließen den Alltag vergessen und im Kreise der eigenen Landsleute eine stille Zeit und besinnliche Stunden erleben. Selbst ihr kleinstes Töchterchen störte nicht, wenn es mit ihren kleinen Fingern ebenso wie der Vater nach den Saiten der Gitarre griff, sondern ließ die Geladenen es nur als Bindeglied zwischen einst und jetzt in ihrem Leben aufpassen und lautlos schmunzeln.

Bald kündigte Herr Steuernagel auch das Kommen des Nikolaus aus dem nahen Schwanheimer Wald an. Und siehe da! Es klopfte plötzlich, und herein trat in der Person des Herrn Lege Nikolaus mit seinen vielen Tüten, gefüllt mit Süßigkeiten und seinem eigenen Nikolausgebäck. Bald standen um ihn die kleinsten und kleinsten Kinder, die ihm die gelesenen Sprüche und Reime aufsagten. Alle wurden sie von ihm reichlich beschenkt. Ja, er ging sogar soweit, daß er sich zum Schluß auch noch „Halbstarke“ aussuchte, um seine letzten Gaben und Geschenke loszuwerden. An die hundert Augen begleiteten ihn, als Nikolaus sich von ihnen verabschiedete und wieder dorthin verschwand, woher er auch gekommen war, nämlich in den hinter der Straße beginnenden dichten Schwanheimer Wald. . .

Die Weihnachtsstimmung ließ es auch zu, daß man vom Formellen gerne abrückte und die Angelegenheiten, wie Neuwahl des Vorstandes und andere Obliegenheiten nur kurz erledigte.

Die Mitglieder beschlossen lediglich einstimmig, den alten Vorstand für die weitere Zeit beizubehalten.

Unterdessen hatten sich einzelne Gruppen an den verschiedenen Tischen gebildet, die in ihren Gesprächen Gedanken austauschten und auf diese Weise sich Mut machten oder einander dienten. Man

merkte als Gast die Verbundenheit der einzelnen Mitglieder sehr gut an. Ein Teil wollte so ungern aufbrechen. Diesen Stamm sammelte dann noch Herr Buschmann zum Schluß im Schatten des Weihnachtsbaumes um sich und ließ sie auf seiner Bildkamera in bunten Farben wieder erscheinen.

Als letzte verläßt in später Abendstunde die so zahlreich vertretene Familie Da u t h, die mit ihrer Wärme und Fürsorge auch diesen Abend ihren Landsleuten bereitet hatte, den weihnachtlich geschmückten Saal. R. St.

Adventsfeier in Wiesbaden

Am 8. Dezember 1968 fand in Wiesbaden, im „Haus der Heimat“, die Adventsfeier der Bezirksgruppe Wiesbaden statt. Die eingeladenen Mitglieder und Freunde erschienen pünktlich um 16.30 Uhr. Der Vorsitzende begrüßte alle herzlich und wünschte ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes Neues Jahr.

Die weißgedeckten Tische waren mit Tannengrün und Kerzen geschmückt. Um 17 Uhr wurde der vom Vorstand zur Verfügung gestellte Kuchen und Kaffee aufgetragen, und so gestaltete sich der erste Teil zu einem gemütlichen Beisammensein. Anschließend kam der Übergang zur Bescherung durch Nikolaus, auf den die Kinder freudig warteten. Der Nikolaus hatte auch die anwesenden Alten, die ebenfalls ein Gedicht aufsagen mußten, nicht vergessen.

Der Vorstand dankte für die rege Teilnahme und wünschte allen eine gute Heimkehr. B.

Adventsfest in Bielefeld

Am 1. Dezember 1968 feierte die Kreisgruppe Bielefeld im Gasthof W. Helmig Advent. Adventskerzen, Tannengrün und Christbaum verschönten den Saal und brachten weihnachtliche Stimmung. Schon um 15.30 Uhr erschienen die ersten Gäste und bereits um 16 Uhr waren fast alle Plätze besetzt. Nach der Begrüßung durch den ersten Vorsitzenden Alexander Blum wurden alte Weihnachtslieder gesungen, Weihnachtsgeschichten vorgelesen und die Kleinen sagten ihre Gedichte auf. Der Schüler Dieter Lackner sang ein schönes Weihnachtslied. Es erschien der Nikolaus mit einem großen Sack voller Weihnachtstüten, die an die Kinder und ganz alten Omas und Opas verteilt wurden.

Es folgte die gemeinsame Kaffeetafel und ein gemütliches Beisammensein. Zum Schluß dankte der Vorsitzende für das pünktliche Erscheinen und wünschte allen Anwesenden und auch Nichtanwesenden ein frohes Weihnachtsfest und ein gesegnetes neues Jahr. A. B.

Versammlung in Neheim-Hüsten

Ende November vorigen Jahres fand im Hotel „Zur Krone“ in Neheim-Hüsten die anstehende Hauptversammlung der Kreis-

gruppe Arnsberg statt. Sie wurde eröffnet vom Vorsitzenden Mause, den Kassenbericht gab der Kassenwart Otto Schröder. Nach Entlastung des alten Vorstandes wurde ein neuer Vorstand gewählt, der sich wie folgt zusammensetzt: 1. Vorsitzender Otto Schröder, 2. Vorsitzender Karl Jonat, Kassenwart Willi Jonat, Beisitzerin Ruth Mause.

Der Landesvorsitzende Albert Unger berichtete über die Heimatstube und die Tagung der führenden Mitarbeiter am 2. 11. 1968. Mit einem gemütlichen Beisammensein, bei dem es auch an der nötigen Musik nicht fehlte, ging die harmonische Zusammenkunft um Mitternacht zu Ende.

Adventsfeier in Lebenstedt mit Pastor Landig

Tannengrün und brennende Kerzen, festlich gedeckte Tische wie jedes Jahr und doch war es dieses Mal etwas Besonderes. Dem rührigen Vorstand der Landsmannschaft war es gelungen, Pastor Landig zu bekommen. Es war wirklich ein Opfer, das der Pastor gebracht hatte, denn in dieser Zeit ist der Tag eines Pastors vom Morgen bis zum Abend besetzt. Die Lebenstedter wußten dieses Entgegenkommen des Pastors sehr zu schätzen, das bewies der zahlreiche Besuch, alle Plätze waren besetzt und die weihnachtlichen Lieder mit Posaunenbegleitung klangen machtvoll. Ein reiches Programm war zusammengestellt worden, in dessen Mittelpunkt die Ansprache von Pastor Landig stand. Doch zuerst kamen nach dem Posaunenchor die Kinder. Eine Adventsfeier ohne Kinder ist undenkbar. Sie sagten Gedichte auf und kündeten damit von dem großen Geschehen, das aller Welt widerfährt.

In seiner Ansprache lenkte Pastor Landig die Gedanken in die Vergangenheit, in die Zeit des unseligen Krieges mit seinen grausamen Folgen. Er entwickelte ein Bild der ganzen Schwere und Dunkelheit der Tage. Doch je tiefer die Nacht, desto heller leuchten die Sterne. Er erzählte von dem Gefangenenlager in Warkuta, in der trotz Kälte und Hunger eine Weihnachtsfeier stattfand. Alles Äußere fehlte, aber sie war so ergreifend, daß doch der Jubelruf erklingen konnte: „Welt war verloren, Christ ist geboren“.

Zum Schluß wurde die Platte von Carl Orff mit der Weihnachtsgeschichte gespielt. Gemeinsam gesungene Weihnachtslieder umrahmten die schöne Feier.

Anschließend gab es Kaffee und Kuchen und ein gemütliches Beisammensein. Pastor Landig wurde umringt und wie er selbst scherzend äußerte: „Ich bin ein Gefangener Lebenstedts, aber es ist ein schönes Gefängnis.“

Es war für alle Teilnehmer eine sinnliche Stunde, eine rechte Vorbereitung auf das große Licht, das zu Weihnachten auf die Erde kommt. Aller Herzen waren voll Dank allen denjenigen gegenüber, die mitgewirkt hatten, diese Feier so schön zugestalten. E. J.

Eine 95jährige



Am 5. Dezember konnte Landsmännin Emilie Laatsch, geb. Freimann, geboren am 5. 12. 1873 in Sontekli, Kreis Mascheiken, bei guter Gesundheit ihren 95. Geburtstag feiern. Sie ist die älteste Einwohnerin des schleswig-holsteinischen Amtes Hollingstedt-Dorpstädt, Kr. Schleswig.

Oma Laatsch entstammt einer bekannten Müllerfamilie, die über drei Generationen lang die schön gelegene Wassermühle am Fluß Wenta bewirtschaftete. Ein Landwirtschaftsbetrieb nebst Wolltöckerei und Wollspinnerei gehörten dazu. Acht gesunde Kinder schenkte sie ihrem Gatten, vier Söhne und vier Töchter. Der Krieg nahm Leopold, den jüngsten Sohn. Oma Laatsch hat 18 Enkel und 19 Urenkel.

Am 16. März 1941 begann für die große Familie Laatsch mit der Heimführung aller Deutschen aus den baltischen Randstaaten ein bewegter Lebensabschnitt. Das Lagerleben wurde zum beherrschenden Faktor im Dasein der großen Familie. Im Umsiedlungslager Thorn, in Danzig-Westpreußen, verstarb am 25. Februar 1942 der Ehemann. 1943 trat Familie Laatsch wieder den Zug nach Osten in die alte Heimat an. Nach kurzer Aufbauzeit mußte die Familie erneut, am 7. Juni 1944, zum großen Treck nach Westen aufbrechen. Tauroggen, Tuchel (Westpreußen) und zuletzt Malchow, Waren-Müritz in Mecklenburg wurden zu Stationen des Leidens und des Kriegsgrauens. Das letzte Hab und Gut fiel in die Hände der plündernden feindlichen Soldateska.

1946 kam die Nachricht, daß ihr jüngster Sohn in Gefangenschaft verstorben war. Am 20. 12. 1956 verunglückte der älteste Sohn bei einem Betriebsunfall tödlich. Heute leben nur noch drei Töchter.

Im Hause ihres Schwiegersohnes Alfred Goos und Tochter Selma verlebt Oma Laatsch bei guter Pflege ihren verdienten Lebensabend. In stillen Stunden träumt sie oft von ihrer alten Heimat und der schönen Wassermühle am Flusse Wenta in Litauen.

Wir gratulieren außerdem:

... Landsmann Karl Raeder, Zernien 77, Kr. Lüwöch-Dannenberg, zum 90. Geburtstag am 15. Januar.

... Landsmann Gustav Wolff, früher Kybarten, jetzt in Salzgitter-Lebenstedt, Utschenkamp 1, zum 89. Geburtstag am 1. Januar.

... Frau Meta von Lingen, in St. Petersburg geboren, jetzt in Passau, Innstraße 67b, zum 81. Geburtstag am 20. Januar. Herzliche Grüße und Glückwünsche entbietet insbesondere die Gruppe Südbayern.

... Landsmännin Lina Lottermoser, früher Kybart, jetzt in Salzgitter-Bad, Okerstr. 4, zum 77. Geburtstag am 21. Januar.

... Landsmännin Helene Pfeifer, geb. Kubielski, früher Wirballen, jetzt in Essen-Altensesen, Bäuminghauser Str. 127, zum 76. Geburtstag am 6. Januar. Es grüßt insbesondere die Gruppe Essen.

... Landsmännin Alexandra v. Iljin, Berlin 31, Trautenastr. 12, zum 76. Geburtstag am 19. Januar. Es grüßt insbesondere die Gruppe Berlin.

... Landsmännin Ida Jähneke, geb. Griegel, Berlin 52, Scharnweberstr. 20a, zum 75. Geburtstag am 3. Januar. Es grüßt insbesondere die Gruppe Berlin.

... Emilie Seidenberg, Berlin 33, Zoppoter Str. 62, zum 72. Geburtstag am 30. Januar. Es grüßt insbesondere die Gruppe Berlin.

... Landsmann Emil Jähneke, Berlin 52, Scharnweberstr. 20a, zum 71. Geburtstag am 10. Januar. Es grüßt insbesondere die Gruppe Berlin.

... Landsmännin Berta Weitkunat, früher Kybarten, jetzt in Pflaßgrafenweiler, zum 71. Geburtstag am 23. Januar. Es grüßt insbesondere die Gruppe Südwürttemberg-Hohenzollern.

... Landsmann Josef Birkoben, 8938 — 83 Ave., Edmonton, Alta 82, Kanada, zum 70. Geburtstag am 13. Januar.

Zehn Jahre Patenschaft

In diesem Jahre wird die Volksgruppe der Deutschen aus Litauen auf ihr zehnjähriges Patenschaftsverhältnis mit Neheim-Hüsten zurückblicken können. Auf einer Tagung hat der Bundesvorstand der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen e. V. beschlossen, im Jubiläumsjahr in Neheim-Hüsten eine Litauendeutsche Woche und ein Bundestreffen durchzuführen.

Da Neheim-Hüsten über keine geeigneten größeren Veranstaltungsräume verfügt, stößt die Durchführung in dieser Hinsicht auf Schwierigkeiten. Man rechnet mit einer Teilnahme von etwa 1500 bis 2000 Litauendeutschen, die ihre Patenstadt aufsuchen werden. Eine Ausstellung heimatlicher Kunst und Literatur ist in den Räumen der Heimatsube in der Burgstraße vorgesehen.

VERANSTALTUNGEN

Kappenfest in Essen

Am Samstag, dem 1. Februar 1969, um 18 Uhr findet in Essen-Frohnhausen, Düsseldorf/ Ecke Leipziger Straße, im Saal „Hammacher“ (Inhaber Günter Skora) ein Kappenfest der Bezirksgruppe Ruhr statt.

Zu erreichen aus Richtung Mülheim—Duisburg oder Essen Hauptbahnhof mit der Straßenbahnlinie 8 und 18 bis Haltestelle Wickenburgstraße, ab da 3 bis 5 Minuten Fußweg.

Autofahrer: Ruhrschnellweg bis Autofahrt Essen-Frohnhausen. Für gute Laune, Unterhaltung und viel Schwung für alt und jung sorgt eine flotte 4-Mann-Kapelle.

Wir laden alle Landsleute sowie deren Bekannte, Verwandte und Freunde recht herzlich ein. Die Jugend ist dazu besonders herzlich willkommen. Ende der Veranstaltung etwa 3.00 Uhr.

Der Vorstand der Bezirksgruppe Ruhr

Liebe Landsleute in Bremen

Wie in der Dezember-Ausgabe der „Heimatstimme“ angekündigt, findet unser großes Bremer Kappenfest am Sonntag, dem 8. Februar 1969, im Lokal Weserstadion statt.

Wir laden hiermit alle Landsleute und Heimatfreunde herzlich ein und bitten Sie, Gäste und viel gute Laune mitzubringen. Auch eine Tombola wird nicht fehlen.

Für gute Stimmung sorgt wie immer

eine flotte Drei-Mann-Kapelle. Einlaß 18.30 Uhr. Bunte Kappen sind an der Kasse erhältlich.

Das Weserstadion ist mit der Straßenbahnlinie 3 in Richtung Weserwehr bis Verdener Straße, dann einen Fußweg von 5 Minuten, zu erreichen.

Für Autofahrer: vom Osterdeich zum Stadion. Große gebührenfreie Parkplätze sind vorhanden.

Der Vorstand



„Prost Neujahr! Seit Silvester stehe ich hier im Fahrstuhl — wann geht denn das Ding endlich weiter?“

Zellungen in der Heimatstube

Viele Zeitungen und Zeitschriften waren so freundlich und haben der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen, in Nordrhein-Westfalen, der Heimatstube in Neheim-Hüsten, je ein Exemplar ihrer Zeitschriften als Freistück zur Verfügung gestellt.

Folgende Zeitschriften erhält die Heimatstube:

1. Christ und Welt
2. Ost-West Kurier
3. Das Wort
4. Das Ostpreußenblatt
5. Memeler Dampfboot
6. Der Wegweiser
7. Die Brücke
8. Europäische Begegnung
9. Informationen zur politischen Bildung
10. Nemuno krastas, in litauischer Sprache

Die obengenannten Zeitschriften können nach unseren Landsteuerten und den Bürgern unserer Patenstadt samstags von 14 bis 17 Uhr zum Lesen in Anspruch genommen werden.

Die Exemplare werden nach Ablauf des Jahres für Archivzwecke eingebunden.

Andreas Senatorski f

Kurz vor Weihnachten, am 18. Dezember 1968, verstarb in Salzgitter-Lebenstedt, nach langem, schwerem Leiden Landsmann Andreas Senatorski, Obersleutnant a. D., im Alter von 76 Jahren. Obwohl er bis 1968 im fernen Neuseeland lebte, war er vom Tage ihres Erscheinens an, ein treuer Leser der „Heimatstimme“. Im Sommer 1968 kam er nach Deutschland, nach Salzgitter, um die Möglichkeiten zu sondieren, seinen Lebensabend in Deutschland zu verbringen. Es sollte anders kommen. Nicht zuletzt in Auswirkung eines Kriegsleidens, das er sich im Ersten Weltkrieg zugezogen hatte, wurde dieser Lebensabend so tragisch kurz.

BITTE

Laufend erhält das Redaktionskollegium des „Heimatgrußes“ — Jahrbuch der Deutschen aus Litauen — Bestellungen auf das Jahrbuch 1967, davon nur noch wenige Exemplare im Archiv der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen im Bundesgebiet e. V. sich befinden. Landsleute, die das Jahrbuch 1967 erhalten und nicht bezahlt haben, werden herzlich gebeten, es an die

Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen i. B. e. V.

3 Hannover, Engelbosteler Damm 75 A zurückzuschicken, damit die einlaufenden Bestellungen wunschgemäß ausgeführt werden könnten.

Es dankt Ihnen

Edith Kunfert, Geschäftsführerin

Wir suchen

Herrn Arthur Günther, nach der Rücksiedlung von 1943—1944 in Ramutščiai bei Akmene, Kreis Maschekiai, wohnhaft. Meldungen erbittet: Erich Behneke, 2850 Bremerhaven, Soddernstr. 19 H.

Gesucht werden aus dem Kreise Seinen:

Leon Batke, 18. 11. 1920, vermißt seit 23. 8. 1943 im Raum von Mirgorad/Rußland.

Ewald Daugelat, 6. 4. 1921.

Ewald Dill, 24. 5. 1925; letzte Nachr. aus Cosel a. d. Oder, 24. pol. Reg.

Adolf Hein, 26. 1. 1883; vermißt als Volkssturm. Letzte Nachricht Januar 1945 aus Rippin.

Ludwig Hein, 15. 1. 1858; vermißt seit 1944 auf der Flucht.

Elly-Alma Heinrich, 13. 10. 1931 und Schwester Auguste, 14. 2. 1939.

Sigmund Keller, 21. 8. 1923; soll angeblich in der Normandie gefallen sein. Albert Kemereit, 8. 9. 1924; letzte Nachricht 14. 1. 1944.

Waldemar Messlin, 29. 12. 1926; letzte Nachricht 19. 1. 1945 aus Kattowitz als Polizeianwärter.

Martha Naujoks, geb. Kirstein, 4. 3. 1924; letzte Nachricht 1948 aus Fulda.

Natalie Siperko, 16. 3. 1902; vermißt seit März 1945 in Rußland.

Katharina Skrizko, geb. Keller, ca. 1890, vermißt seit Januar 1945 in Greiz/Thür.

Karl Suchinski, 15. 4. 1917; vermißt seit 1944 als Soldat in Mauerkirchen.

Adolf Tausendfreund, 11. 9. 1907; vermißt seit März 1945 als SS-Mann in Ungarn.

Emil Tausendfreund, 24. 1. 1910; vermißt als Soldat seit Januar 1945 in Liegnitz.

Heinrich Thiel, 12. 7. 1905; letzte Nachricht 12. 3. 1945 als Volkssturmmann aus Westpreußen, und Sohn Ewald, 5. 5. 1926; vormißt als Soldat seit März 1945 in Dänemark.

Nachricht erbittet die Heimatortskartei für Litauen, 2224 Burg/D., Buchholzer Straße 40.

Heute entschlief nach kurzer Krankheit unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter

Auguste Schlaf

geb. Heppner

im Alter von 81 Jahren.

In stiller Trauer:

Georg Schlaf und Frau Meta

Josef Schlaf und Frau Alma

Günter Dreyer und

Frau Grete, geb. Schlaf

Günter Küster und

Frau Ida, geb. Schlaf

Adele Kadawitz, geb. Schlaf

die Enkelkinder Peter Easting und

Frau Helga, geb. Schlaf

Cornelia und Christa

Itzehoe, den 18. November 1968

Die Trauerfeier fand am 22. November 1968 in Itzehoe, Brunnenstraße, statt.

Nach langer, schwerer Krankheit verstarb in Bonn am 13. Dezember 1968 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Gertrud Dreling

geb. Kämmerling

im Alter von 62 Jahren.

In stiller Trauer

Tochter Veronika Jahn, geb. Dreling

Bruder Ernst Kämmerling

Schwestern:

Benita Kämmerling

Käthe Günther, geb. Kämmerling

sowie alle Angehörigen

Die Beerdigung fand am 19. Dezember 1968 auf dem Südfriedhof in Bonn statt.

Nach einer langen Krankheit ist am 27. Oktober 1968 meine liebe, unvergessene Frau, Mutter, Großmutter und Schwester

Lydia Hirsch

geb. Wirbelreit

Lehrersfrau

früher Kreis Mariampol

im 59. Lebensjahre für immer von uns gegangen.

Am Swan Point Cemetery ruht sie nun in Frieden.

In tiefer Trauer

Johann Hirsch

145 Ridgeway Road, Cranston,

Rhode Island (USA)

Familie Ervery Lambert und

Frau Melitta, geb. Hirsch

402 Main Street, Fiskeville,

Rhode Island (USA)

Familie Ronald Enstrom und Frau Daly

geb. Hirsch

12 Sycamore Lane

R. D. Skilman, New Jersey (USA)

auch im Namen aller übrigen

Verwandten

Müh und Arbeit war Dein Leben, Ruhe hat Dir Gott gegeben.

Nach einem arbeitsreichen Leben und liebevoller Fürsorge für die Ihren entschlief heute nach langer, schwerer Krankheit im Alter von 75 Jahren meine liebe Frau, unsere herzensgute Mutter, Schwiegermutter, Oma, Schwester, Schwägerin und Tante

Bertha Grunau

geb. Huck

In stiller Trauer:

Josef Grunau und Frau Hanna

Ewald Grunau und Frau Hanna

geb. Marquardt

Walter Grunau und Frau Erna

geb. Kubat

Fritz Grunau und Frau Rosina

geb. Duwe

Albert Grunau und Frau Olga

geb. Spieß

Karl Neumann und Frau Hilde

geb. Grunau

Dieter Aspacher und Frau Hedwig

geb. Grunau

Erwin Grunau und 17 Enkel

sowie alle Angehörigen

Esenshamm, den 30. November 1968

Die Trauerandacht fand am 4. Dezember 1968 in der Kirche zu Esenshamm statt.